

Ulrich Greveler

## Wie gefährlich ist das *Real Life*?

Die Berichterstattung über Gefahren bei der Nutzung des Internets ist oft von Übertreibungen, unbelegten Behauptungen und Hysterie geprägt. Leider beschränkt sich dies nicht auf den Boulevardjournalismus: Auch respektable Tageszeitungen und öffentlich-rechtliche Medien lassen beim Thema Internet journalistische Sorgfalt vermissen. Die neuen Medien scheinen in jeder Hinsicht gefährlich zu sein, während das reale Leben bei der Gefahrenanalyse oft ausgeblendet wird – ausgerechnet von denen, die davor warnen, dass sich zu viele Menschen in virtuelle Welten flüchten. Der Beitrag führt einige aktuelle Beispiele aus dem Jahr 2010 auf und vergleicht tatsächliche Gefahren des Netzes mit dem *Real Life*, d. h. dem Teil des Lebens der Internetnutzer, der sich außerhalb des Netzes abspielt.

### 1 Technikskepsis und das gefährliche Internet

Soziale Netzwerke, allwissende Suchmaschinen, ortsbezogene Dienste, virtuelle Welten, gläserner Bürger: Die Bevölkerung, insbesondere die Jugend ist in Gefahr! Dieser Eindruck drängt sich auf, wenn wir die Berichterstattung über Internet-Phänomene verfolgen.

Eine gewisse Skepsis gegenüber neuen Technologien und den Veränderungen menschlicher Verhaltensweisen, die diese Technologien bewirken, ist kein neues Phänomen. Henry David Thoreau bezweifelte bereits 1854 die Nützlichkeit des Telegrafen: „Maine und Texas haben sich vielleicht gar nichts mitzuteilen“ (Thoreau, 1966). Auch die Einführung der Eisenbahn und des Telefons löste Ängste und Proteste aus. „Die Vertrautheit der Nachbarschaft ist zerstört worden durch das Wachstum eines komplizierten Netzes weit entfernter Kontakte“, wird der US-Soziologe Charles Horton Cooley zitiert – er bezog sich nicht etwa auf Facebook, sondern (im Jahre 1912) auf das neuartige Telefonnetz.

Ältere Mathematiklehrer und Ingenieure schwärmen noch heute vom Rechenschieber, der seinem Benutzer ein Mitdenken und den Umgang mit Proportionen abverlangte, während der

einfach zu bedienende Taschenrechner das Kopfrechnen abschaffe und damit offensichtlich zur Verdummung des Nachwuchses beitrage. Mancher würde wohl gerne den beklagten Fachkräftemangel allein auf die Erfindung des Taschenrechners zurückführen, ist aber dann doch dankbar, wenn der Enkel, der die Quadratwurzel aus 1000 nicht im Kopf abschätzen kann, beim Einrichten des DSL-Routers hilft.

Viele Hochschullehrer bekämpfen das E-Learning und führen dabei das Argument an, dass mit der Verlagerung des Lehrens und Lernens auf Internetserver lediglich Personal eingespart werde und die individuelle Betreuung leide. Das Argument ist nach langjährigen Erfahrungen mit Kürzungsplänen nicht abwegig. Wenn dieselben Hochschullehrer dann aber zugestehen, dass sie ihr Skriptum – soweit überhaupt vorhanden – nicht elektronisch, sondern über eine Papierkopie verteilen („Ich weiß nicht, was pdf bedeutet“), stellt sich die Frage, welche Einblicke in technische Möglichkeiten diese Hochschullehrer bisher gewinnen konnten.

In der Schule macht sich bei Lehrern Unmut über das Onlinelexikon Wikipedia breit, das die Schüler dazu verleite, Abschnitte ungeprüft in die Ausarbeitung zu kopieren, die dann auch noch inhaltlich falsch seien, weil nun mal jeder Internetnutzer an Wikipedia mitwirken könne. Dabei gerät schnell in Vergessenheit, dass sich Schüler bereits vor der Verbreitung des Internets unter Zeitdruck auch mal ohne Quellenangabe aus Büchern und Zeitschriften bedient haben („Der Lehrer überprüfte nur, ob wir aus dem Brockhaus abgeschrieben haben“) und dass gerade die Erfahrung mit einer frei editierbaren, umfangreichen Enzyklopädie wie Wikipedia einen Schüler befähigen kann, verschiedene, voneinander unabhängige Quellen einer eigenen Darstellung zugrunde zu legen. Denn der Schüler weiß aus eigener Erfahrung, dass Wikipedia ungenaue oder falsche Informationen enthält. Solch ein natürlich erlernter kritischer Umgang mit Fundstellen war der Schülergeneration vor Wikipedia noch unbekannt.

Wenn die Gefahren des Internet beschworen werden, scheinen alle Dämme zu brechen. Selbst für Journalisten außerhalb des Boulevards scheint kein Zusammenhang zu weit hergeholt, um schwerste Verbrechen mit den neuen Medien in Verbindung zu bringen: Eine 14-jährige internetsüchtige Wienerin habe im April 2010 ihre eigene Mutter erstochen, weil die ihr das Internet verbieten wollte (Meldung von stern.de vom 14.04.2010). Dasselbe angebliche Motiv brachte kurz zuvor einen 19-Jährigen dazu, seine Schwester zu töten (Meldung von hr-online vom 26.03.2010). Berichterstattungen dieser Art sind keine Ausnahmen. Wenn bei einem schweren Verbrechen „das Internet“ eine (vermeintliche) Rolle spielt, wird auf diesen Umstand bereits in der Überschrift verwiesen. Unmittelbar nach dem Amoklauf von Winnenden im März 2009 wurde vom noch nicht umfassend informierten Innenminister Heribert Rech bekannt gegeben, dass der Täter sich vor der Tat in Internetforen aufhielt und dort seinen Amoklauf ankündigte. Ein gefundenes Fressen für die Berichterstattung, die nun wochenlang Amoklauf und Internet in einem Atemzug nennen konnte und Forderungen nach neuen Kontrollen für die offenbar gefährlichen Foren diskutierte. Erst ein Jahr nach dem Amoklauf korrigierte die Polizei die Darstellung: Ein Unbekannter hatte nach (!) der Tat die gefälschte Ankündigung ins Netz gestellt (dpa-Meldung, veröffentlicht am 05.03.2010).

Robert Schurz (17.10.2010) beschreibt in einem Essay für den Deutschlandfunk<sup>1</sup>, wie Menschen eine zweite Identität in virtuellen Welten wie *Second Life* annehmen und dort (seiner Auffassung nach) ihrem unbefriedigenden realen Leben entfliehen. Er berichtet über eine Episode in einer Arbeitsagentur, nach der ein Arbeitssuchender seine Fähigkeiten als Druiden, die er in der Rollenspielwelt *World of Warcraft* erworben hat, als Qualifikation nannte. Inwieweit diese Angabe zentraler Inhalt des Lebenslaufs war oder nur im Gespräch genannt wurde, ist dem Essay nicht zu entnehmen, aber die Episode eignete sich in idealer Weise, die gefährliche Flucht aus der Realität zu illustrieren. Dass es Menschen gibt, die Schwierigkeiten haben, zwischen Realität und Fiktion zu unterscheiden, wird niemand bestreiten. Dass aber Online-Rollenspieler davon stärker betroffen sind, wäre zumindest zu belegen. Der geübte Umgang mit der Onlinewelt und die Beherrschung des *Social Media Marketing* (Onlinemarketing über soziale Netzwerke) gehört zu den gesuchten Qualifikationen, die die Chancen auf dem Arbeitsmarkt deutlich verbessern. Wie ein junger Bewerber, der mit virtuellen Welten und sozialen Netzwerken keine Erfahrung hat, vom Berater der Arbeitsagentur im Vergleich zum genannten WoW-Druiden eingeschätzt würde, ist dem Essay nicht zu entnehmen. Der Autor verliert das gängige Ziel, vor dem virtuellen Leben zu warnen, ohnehin nicht aus den Augen: Obwohl seit 2007 die aktive Teilnehmerzahl bei *Second Life* trotz ständiger technischer Verbesserungen der Simulation rückläufig ist und sich Befürchtungen von massenhafter Flucht in das zweite Leben im Internet nicht bestätigten, erfolgte im Jahre 2010 Schurz' Warnung: „Das Suchtpotenzial der Cyber-Welt steigt mit dem Grad der Perfektion, mit dem sie die Realität simulieren kann.“ Einen Beleg für diese Behauptung bleibt der Autor schuldig. Auch der kulturpessimistische Schlussakkord fehlt beim Deutschlandfunk-Beitrag nicht: „[Ein Strang zieht] sich durch die abendländische Zivilisation: über Sekten, Geheimbünde über die modernen Freizeit-Rollenspiel-Gruppen bis zu den Gemeinschaften im Internet. (...) Bedenkt man, dass heute Kinder schon im Grundschulalter darin geübt werden, solche zweiten Identitäten am Computer zu inszenieren, so stellt sich letztlich die Frage, ob es das Leben selber sein wird, das ins Netz auswandert.“

Die Angst der Eltern, ihre Kinder könnten sich oder die Familie mit ihren Aktivitäten in sozialen Netzwerken in Gefahr bringen, wurde auch im September 2010 geschürt. Eine Meldung<sup>2</sup> ging um die Welt und wurde von vielen Tageszeitungen auf der ersten Seite aufgegriffen: Eine 14-jährige lud über Facebook zu ihrer Geburtstagsparty ein und versäumte dabei, die Einstellung vorzunehmen, dass nur ihre Facebook-Freunde zusagen können. Viele Nutzer machten sich anschließend einen Spaß daraus, die Bestätigung anzuklicken und forderten weitere auf, dabei mitzumachen, was einen Lawineneffekt auslöste. Die Webseite verzeichnete schließlich über 21.000 Party-, „Teilnehmer“, als der Irrtum bemerkt und die Einladung entfernt wurde. Passiert ist nicht viel: Es gab nur eine Facebookseite; eine Geburtstagsfeier mit unangemeldeten Besuchern hat es nie gegeben. Trotz der überschaubaren Fakten wurde das Ereignis

---

<sup>1</sup> Robert Schurz. Das Bedürfnis nach einer zweiten Identität. Deutschlandfunk: Beitrag vom 17.10.2010

<sup>2</sup> Girl's horror as 21,000 RSVP Facebook invite, BBC-Meldung vom 20.09.2010

nis über einen langen Zeitraum in den Medien diskutiert; vermeintliche Experten wurden befragt, die Eltern aufforderten, ihre Kinder vor Facebook zu schützen. Zum Vergleich: Als im Februar 2010 eine Polizeimeldung<sup>1</sup> herausgegeben wurde, dass bei einer Party in Wiesbaden-Dotzheim tatsächlich 200 ungebetene Gäste erschienen, die das Haus stark verschmutzten und erhebliche Sachschäden hinterließen, gab es keine internationale Berichterstattung. Nur wenige regionale Zeitungen griffen die Meldung auf: Nicht überraschend, denn das Internet spielte keine Rolle! Auslöser war laut Polizei nur Mundpropaganda gewesen, was den Nachrichtenwert stark senkte, auch wenn es hier eine echte Party und keine frühzeitig abgesagte Party wie in England war.

Dieser Beitrag soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass es reale Gefahren für Internetnutzer gibt. Der unvorsichtige Umgang mit einem Medium, das weltweit lesbare Daten aufbereitet, kann dazu führen, dass Teilnehmer falsche Entscheidungen treffen, die sie nicht mehr korrigieren können. Die Veröffentlichung personenbezogener Daten über soziale Netzwerke, Foren und Webapplikationen stellt eine neue Herausforderung dar, die vor der Verbreitung des Internet nicht existierte. Zudem gibt es technische Angriffsmöglichkeiten: Computerviren und gefälschte Webseiten, die Zugangsdaten abfragen, können zu erheblichen finanziellen Schäden führen. Es ist die legitime und ureigene Aufgabe von Journalisten, solche Gefahren aufzuzeigen und dabei Experten zu Wort kommen zu lassen, die Hinweise an die Nutzer bzw. die politisch Handelnden geben, wie eine Gefahrenabwehr funktionieren könnte. Leider spielt diese mit technischem Sachverstand aufbereitete Berichterstattung nur eine untergeordnete Rolle. Das Thema ist bei Betrachtung der technischen Fakten oft sehr komplex, und die Technologien überfordern schnell Leser und Berichtersteller. Da sind plakative Warnungen vor Tausenden unangemeldeter Besucher viel griffiger und einfacher zu transportieren, auch wenn die Furcht erregende, zerstörerische Party nie stattfand.

## 2 Bedrohungen und das *Real Life*

Neben den gefährlichen Inhalten des Internets wird die zeitintensive Nutzung des Mediums an sich problematisiert. Hierbei ergibt sich ein neues Betätigungsfeld für Suchtbekämpfer, die ein Zeitlimit der Nutzung festlegen. Wird das Limit überschritten, wird der User zum Süchtigen, dem allerdings die Suchtbekämpfer helfen können.

Die Fachstelle für Suchtprävention im Land Berlin hat die Präventionskampagne *update* entwickelt und im Februar 2010 gestartet. Die Kampagne richtet sich an Jugendliche und beinhaltet einen Webauftritt<sup>2</sup>, der es ermöglicht, elektronische Postkarten zu versenden, die den

---

<sup>1</sup> Presseportal Polizei Westhessen vom 21.02.2010, 11:30 Uhr

<sup>2</sup> <http://www.berlin-update-your-life.de>

Empfänger dazu aufrufen, weniger Zeit im Internet zu verbringen und stattdessen alternative Freizeitangebote zu nutzen.

Die Fachstelle, um Differenzierung leidlich bemüht, räumt im Begleitmaterial zur Kampagne ein, dass nur ein Teil der nicht näher spezifizierten Experten „propagier[t], dass unkontrollierter Medienkonsum dumm, dick und gewalttätig macht“ (Fachstelle für Suchtprävention im Land Berlin, 2010), stellt aber mit der Auswahl der Bildmotive (siehe Abb. 1) deutlich klar, welches Verhalten dem so genannten Internetkonsum vorzuziehen ist. Überraschenderweise wird dabei der Jugendlichen Tina, die suchtgefährdet im Internet surft, empfohlen, an einer Party im Zelt teilzunehmen. Das Partybild zeigt Jugendliche, die All-Inclusive-Armbänder tragen, d. h. (so werden diese Armbänder regelmäßig<sup>1</sup> verwendet) für einen festen Betrag in beliebiger Menge essen und (Alkohol) trinken zu können. Ähnlich erstaunlich ist das für männliche Jugendliche entworfene zweite Motiv, das zeigt, was Benni anstatt Websurfen tun sollte: Mit dem Slogan *Wirklichen Spaß gibt es draußen*. wird er aufgefordert, ins Kino zu gehen. Die obligatorische Kombination Cola und Popcorn wird dabei deutlich abgebildet: Warum der Kinokonsum den gefährdeten Benni aber nicht „dumm und dick“ werden lässt, während das Internet dies bewirken soll, bleibt das Geheimnis der Fachstelle, die hier den Begriff „draußen“ ohnehin recht eigenwillig interpretiert. Die Gefahren, die Benni draußen auf sich nimmt, blendet die Kampagne aus. Fährt er beispielsweise mit der U-Bahn vom Kino nach Hause, nutzt er ein Verkehrsmittel, in dem jährlich (allein in Berlin) über 20.000 Straftaten statistisch erfasst werden. Ein Abend im Internet mag mit spezifischen Gefahren verbunden sein, Taschendiebstahl oder Körperverletzung (wie sie nicht selten in der U-Bahn stattfinden) fallen jedoch nicht darunter.

### 3 Soziale Netzwerke und Karriere

Junge Leute veröffentlichen Partyfotos in sozialen Netzwerken und finden später keinen Job, weil Arbeitgeber diese bei einer Netzrecherche finden. Diese viel zitierte Warnung von Medienpsychologen und (angeblichen) Internetexperten, die von Zeitungen und Fernsehen befragt werden, dürfte mittlerweile ähnlichen Bekanntheitsgrad haben wie der hilflose Politiker-Ausspruch, dass das Internet kein rechtsfreier Raum sei. Viele der zitierenden Journalisten scheinen sich nicht vor Augen zu führen, welchen Grad an Normalität die Existenz von Profilen in sozialen Netzwerken schon heute aufweist. Selbstverständlich sollten Nutzer dieser Netzwerke darauf achten, dass sie nichts veröffentlichen, was nicht jeder lesen können soll.

---

<sup>1</sup> Eher selten, aber denkbar ist auch eine Nutzung der Armbänder zur Altersverifikation, was hier eine wohlwollende Interpretation des Motivs wäre.

Hier fehlt Benni. Benni spielt und surft zu Hause im Netz. Wirklichen Spaß gibt's draußen.

**Update your life.**

FACHSTELLE FÜR  
SUCHTPRÄVENTION  
IM LAND BERLIN

Hier fehlt Tina. Tina chattet zu Hause im Internet. Wirklichen Spaß gibt's draußen.

**Update your life.**

FACHSTELLE FÜR  
SUCHTPRÄVENTION  
IM LAND BERLIN

Abb. 1: Update-your-life-Kampagne des Landes Berlin

Dass Jugendliche Partys besuchen und dabei möglicherweise einmal in bedauerndem Zustand fotografiert wurden, ist aber wohl kaum ein Alleinstellungsmerkmal. Es wäre zu belegen, dass solche Bilder tatsächlich Antipathien bei potentiellen späteren Arbeitgebern bewirken, denn es könnte auch genau umgekehrt sein: Wer sich beispielsweise in der Kreativbranche bewirbt und kein Partyfoto im sozialen Netzwerk vorweisen kann, wird vielleicht im Bewerbungsgespräch provokant gefragt werden, warum er so ein langweiliges Leben im Netz vorzeigt. Dann ist der Verweis auf die Medienpsychologin, die ihm das geraten hat, nicht die schlagfertigste Antwort.

Viele Nutzer haben eine ausgeprägte Angst vor Suchmaschinen und der Vorstellung, dass man ihnen hinterher spionieren könnte. Sie entscheiden sich dann dafür, gar keine Spuren im Netz zu hinterlassen. Dies spricht grundsätzlich für einen reflektierten Umgang mit dem Medium, allerdings sind bei dieser Strategie wichtige Details zu beachten. Wer beispielsweise einen häufigen Namen (z. B. Vera Schmidt oder Michael Meyer) besitzt, wird angesichts der vielen Suchmaschinentreffer zu dieser Zeichenfolge ohnehin Schwierigkeiten haben, innerhalb der Suchmaschinentreffer sichtbar zu werden. Eine beiläufige Erwähnung der Person auf einer schlecht gerankten (d. h. von der Suchmaschine als weniger interessant beurteilten) Webseite führt hier zu keinem messbaren Effekt. Umgekehrt verhält es sich bei Personen mit weltweit eindeutigen Namen: Hier führt eine Suchanfrage tatsächlich alle Treffer auf. Es wäre aber voreilig zu behaupten, dass diese Personen gut daran täten, nichts im Internet namentlich zu veröffentlichen. Denn wenn einmal eine Information oder Behauptung über sie im Netz steht – und das kann ein Versehen oder auch eine Onlinemobbingattacke sein –, wird diese (nicht gesicherte) Information als einzige von der Suchmaschine ausgeworfen, unabhängig davon, wie unbedeutend die zitierende Webseite sonst ist. Hier wäre es im Einzelfall für die Person mit dem seltenen Namen eher angebracht, selbst für eine gewisse Treffermenge zu sorgen, die neutral bis positiv (in der Rezeption potentieller Arbeitgeber) über die Person berichtet oder die Identität vernebelt (indem fiktive Personen mit demselben Namen geschaffen werden). Bei dauerhafter Existenz dieser Treffermenge läuft eine zusätzliche ungewollt oder böswillig veröffentlichte Information ins Leere, da sie im Rauschen der Suchmaschinenergebnisse untergeht.

Eine zeitintensive Nutzung sozialer Netzwerke sollte auch nicht voreilig mit Suchtverhalten oder sozialer Isolation in Verbindung gebracht werden. Das Gegenteil erscheint hier plausibler. So ergab eine qualitative Untersuchung im Rahmen des Forschungsprojektes *Log on kids!* der Freien Universität Berlin, dass die Medienkompetenz mit der Nutzungshäufigkeit eher ansteigt: „Je häufiger die Jugendlichen das Internet nutzen, desto intensiver setzen sie sich mit dem Medium auseinander und sind somit kompetenter, indem sie beispielsweise ein höheres Konsum- und Risikobewusstsein zeigen“ (Raufelder et al., 2009).

Dabei sorgen soziale Netzwerke (so wie der Begriff es ohnehin nahe legt) tatsächlich für eine Vernetzung des Teilnehmers und für mehr Kommunikation gerade mit den Kontakten, die man sonst (im *Real Life*) mit zeitlichem Abstand aus den Augen verliert. Der *New York Times*-

---

Kolumnist Damon Darlin beschreibt die sogenannten *weak ties*, die in früheren Zeiten mit Weihnachtskarten bedacht wurden, mit denen aber darüber hinaus in der Regel keine Kommunikation stattfand (Darlin, 09.10.2010). Die jährliche Botschaft ermöglichte es, den Kontakt rudimentär zu halten und wichtigste Informationen (z. B. über Sterbefälle) auszutauschen. Facebook und andere Dienste ermöglichen ein vergleichbares Netzwerk, jedoch um viele Funktionen bereichert. So erfahren wir ganz unaufdringlich, welche unserer alten Bekannten (die Facebook-Freunde geblieben sind) sich privat und beruflich verändern, wir können den Kontakt leicht wieder intensivieren, wenn wir beispielsweise feststellen, dass jemand in die räumliche Nähe gezogen ist oder sich beruflich in eine ähnliche Richtung entwickelt hat. In diesen Netzwerken wird in erster Linie kommuniziert, nicht konsumiert. Gleichgesinnte organisieren sich in Gruppen, auch neue Kontakte werden dort geknüpft. Oft ist der Inhalt der Kommunikation trivial, es wäre aber ein unbelegtes Vorurteil, wenn wir davon ausgingen, dass die Nutzer der sozialen Netzwerke vereinsamte Menschen sind: Diese pflegen an einem Abend online regelmäßig mehr Kontakte, als es der Kinobesucher (den die Berliner Suchtforscher nach „draußen“ geschickt haben) in der gleichen Zeit könnte. Der internetferne Mensch verliert den Anschluss an die Personen, die ihre Kontakte fast ausschließlich über soziale Netzwerke pflegen; er bekommt Veränderungen und Einladungen nicht mehr mit. Das Festhalten am *Real Life* hat hier ein hohes Potenzial, der Vereinsamung Vorschub zu leisten.

## 4 Geheime Fassaden

Der Beginn des Jahres 2010 war geprägt von der Diskussion um Googles Dienst *Street View*, der Ende 2010 in Deutschland startete und Bilder von Straßen und Fassaden als Geoinformation zur Verfügung stellt. So sehr eine kritische Auseinandersetzung mit dem Thema Datenschutz zu begrüßen ist, wuchs diese Diskussion doch weit über den Sachverhalt hinaus: Politiker, Datenschützer und Hauseigentümer forderten ein Verbot des *Street View*-Projektes, um die Bevölkerung zu schützen. Gesetzesänderungen wurden gefordert und in Aussicht gestellt. Nachvollziehbar ist die Debatte insoweit, als viele internetferne Bürger das Angebot schlicht nicht kennen bzw. seine Nützlichkeit nicht zu erkennen vermögen. Die Vorstellung, ein US-Konzern filme durch Fenster, über Hecken, in Gärten und beobachte live, wann jemand das Haus verlässt (natürlich ein Missverständnis), schockiert. Eine Versachlichung der Diskussion erschien wochenlang unmöglich: „Die Google-Debatte ist hysterisch und uninformiert“, schrieb Lars Winckler (09.02.2010) in der WELT und hebt sich damit wohltuend von der überhitzten Diskussion ab, indem er feststellt: „Google und Co. fotografieren grundsätzlich nur das, was jeder Fußgänger auf einer öffentlich zugänglichen Straße sieht. Diese Bilder sind Momentaufnahmen, in der Regel Monate oder gar Jahre alt. Es gibt kein 'Live-Bild', keine

Überwachung.“ Die Furcht vor dem Orwellschen Großen Bruder dominierte dennoch die Diskussion.



Abbildung 2: Protestierende Bürger in der Rheinischen Post und Suchergebnisse

Welche absurden Folgen die Unkenntnis der Funktionsweise des Internets haben kann, illustriert ein Vorfall in Düsseldorf. Vier Nachbarn aus Düsseldorf-Wersten wollten ein Zeichen setzen und (den von Google ermöglichten) Widerspruch gegen die Veröffentlichung ihrer Fassaden einlegen. Dass ihre KFZ-freie Privatstraße absehbar ohnehin nicht von Street-View erfasst würde, sei an dieser Stelle nur am Rande erwähnt. Die vier machten jedoch einen folgenschweren Fehler. Da sie ihre Aktion bekannt machen wollten, um weitere Düsseldorfer für den Widerspruch zu gewinnen, meldeten sie sich bei der *Rheinischen Post* und gaben der Reporterin ein Interview über ihre Absichten. Diese veröffentlichte nun einen Zeitungsartikel (Koch, 12.08.2010), der neben dem Sachverhalt auch ein Bild zeigt, das Fassade, Personen und Namen der vier Bürger (als Bildunterschrift) aufführt. Leider war es diesen Bürgern nicht bewusst, dass die Zeitung auch eine Webseite *rp-online.de* betreibt, die diesen Artikel im Internet veröffentlichte (siehe Abb. 2). Die Folge ist nun, dass nicht nur die angeblich schützenswerte Fassade im Internet über beliebige Suchmaschinen bildlich auffindbar ist, sondern dass nun tatsächlich personenbezogene Daten mit dem Bild verknüpft wurden (abgebildete Personen und volle Namen). Das Bild kann daher über eine Suche nach Personennamen oder Stadtteil gefunden werden. Es war aber nicht die oft als Datenkrake dämonisierte amerikanische Suchmaschine Google, die den Bürgern hier einen bösen Streich spielte, sondern die aus dem *Real Life* bekannte *Rheinische Post*, der diese Leser vertrauten. Eine gesetzliche Sonderregelung für *Street View* erscheint abwegig, wenn wir feststellen, dass Gebäudefotos, die privat ins Internet gestellt werden, schon heute oft einen Geo-Tag tragen. Die Ortsinformation ist in der Bilddatei als Metadatum einkodiert. Nach diesen Geo-Informationen kann man auch ohne Googles Stadtplandienst online suchen. Wenn diese Fotos ohnehin nur öffentlich sichtbare Fassaden abbilden, wäre eine Kriminalisierung der Veröffentlichung wohl weder politisch durchsetzbar, noch hätte sie vor höchstichterlichen Entscheidungen Bestand. Zu dieser Einschätzung kam nach dem Zenit der Debatte auch Bundesinnenminister de Maizière, der eine Lex Google diplomatisch als „unzureichend“ bezeichnete (Interview der *Welt am Sonntag*, 15.08.2010). Wür-

de es denn eine Tageszeitung akzeptieren, wenn ihr verboten würde, Artikel, die Fassaden abbilden, im Internet zu veröffentlichen? Eine solche Forderung erschiene aber abwegig, denn Tageszeitungen werden mit dem *Real Life* in Verbindung gebracht.

## 5 Fazit

Die Hysterie um das angeblich gefährliche Internet ist – so zeigen es die im Beitrag genannten Beispiele – ungebrochen. Tatsächliche Gefahren (seien sie im *Real Life* oder online vorhanden) werden oft ausgeblendet. Anekdoten über groteske Auswüchse dominieren die Berichterstattung. Oft sind aber selbst diese anekdotischen Belege unzureichend recherchiert und in einen sachlichen Zusammenhang zu neuen Medien gezerrt worden, der bei genauem Hinsehen kaum aufrecht zu erhalten ist. Unbelegte Behauptungen sollten von seriöser Berichterstattung nicht transportiert werden. Leider bleibt festzustellen, dass diese Qualitätsanforderung bei der Betrachtung von Netzgefahren nicht erfüllt wird.

Wir wissen schlicht nicht, welche Auswirkungen die Verbreitung von Webinhalten, Suchmaschinen und sozialen Netzwerken auf die zukünftige Gesellschaft haben wird. Vieles muss noch erforscht werden, politisch Handelnde werden einige Entwicklungen korrigieren müssen. Kulturpessimismus allein mag als Grundhaltung beim Schreiben einer Feuilleton-Glosse akzeptabel sein, er sollte die Berichterstattung aber nicht dominieren: Medienkompetenz muss gestärkt werden! Das gilt gleichermaßen für die jugendlichen Internetnutzer wie für Journalisten, die über das Netz berichten und sich als Mahner und Warner verstehen.

## Literatur

- Darlin, D.: Keeping Our Distance, the Facebook Way. <http://www.nytimes.com/2010/10/10/technology/10every.html> (09.10.2010; zuletzt aufgerufen am 11.08.2011).
- Fachstelle zur Suchtprävention im Land Berlin: UPDATE – Berliner Präventionskampagne gegen Computer- und Internetsucht [Projektinformation]. [http://www.berlin-suchtpraevention.de/upload/praeventionsfelder/Information\\_Kampagne\\_UPDATE.pdf](http://www.berlin-suchtpraevention.de/upload/praeventionsfelder/Information_Kampagne_UPDATE.pdf) (zuletzt aufgerufen am 11.08.2011).
- Koch, J.: Bürgerproteste gegen Google. <http://www.rp-online.de/region-duesseldorf/duesseldorf/nachrichten/buergernerprotest-gegen-google-1.1144920> (12.08.2010; zuletzt aufgerufen am 11.08.2011).
- Schurz, R.: Das Bedürfnis nach einer zweiten Identität. <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/essayunddiskurs/1297576/> (17.10.2010; zuletzt aufgerufen am 11.08.2011).
- Thoreau, H. D., Walden, Kap. 1, S. 67 (1966).
- Raufelder et al.: Kompetenzstrukturen im frühen Jugendalter: Wie reflektieren Jugendliche ihre Internetnutzung und welche Rolle spielen dabei Familie und Peers? Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, Bd. 4–1 (2009).
- Winckler, L.: Die Google-Debatte ist hysterisch und uninformiert. <http://www.welt.de/debatte/article6321668/Die-Google-Debatte-ist-hysterisch-und-uninformiert.html> (09.02.2010; zuletzt aufgerufen am 11.08.2011).